Nr. 31 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

So schreib ich ihm, daß er kommt und mit dem Vater redet," entgegnete die Tochter. „Schreib!" Aber am anderen Morgen, in der grauen Frühe, als der Brief noch nicht einmal geschrieben war, denn Therese ging im Hozzental nach dem langsamen und bedächtigen Herzschlag der Hozzenauer, da trat der Weglwart zum Grether und sagte: Er müsse in den Kreisort hinunter und wenn's dort fehle, in die Stadt, die Inspektion habe ihm einen wüsten Mahnzettel geschickt wegen des Steinweges. Komme er heute nicht heim, dann morgen. Und er drückte den grünen Hut in die Stirn und verließ das Haus. Zwei Tage später kehrte er zurück. Am dritten Tag trug der Bote einen Brief zu ihm, und er sprach zu seiner Tochter: „Er sagt sich an."

„Recht, Vater."

Sie war rot geworden, langsam, ohne Verschämtheit, es war nur das junge starke Blut, das in einem mächtigen Zuge durch alle Adern lief.

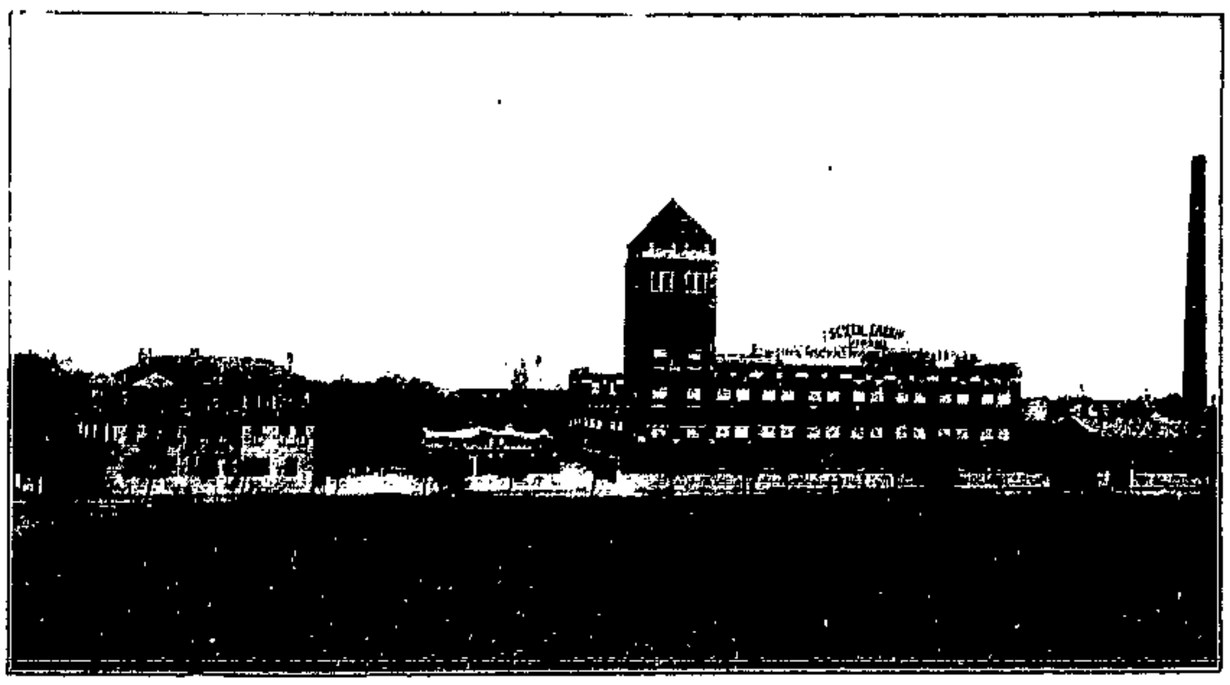
Und Niklas Markwalder hat den Weg ins Hozzental gefunden. Aus dem Niederland, wo die Trauben schon klar unter den farbigen Blättern hingen, kam er ins Hochtal, und Franz Strohecker stieg aus dem Hozzenwald hernieder, die Axt auf den Schultern, die Jacke über die Schneide gehängt, die Pfeife im Mund, schwer und wuchtig. Auf dem Brücklein, unter dem die Hozze schwarz hindurchfuhr, um als silberweißer Strudel über das Rad der Säge zu stürzen, trafen sie zusammen.

Therese stand an ihrem Kammerfenster und sah, wie Niklas unsicher stutzte, denn sie hatte ihm den Vater geschildert, da er es eilig hatte, weil die Mutter so schlecht zu Wege war und er ihm hatte entgegenschreiten wollen.

„Ich bleib, erst red allein mit ihm, dann gehen wir zusammen durch den Tag."

So antwortete sie, als Niklas sie fragte, ob sie ihn begleite und sie hatte lächeln müssen, als sie sein enttäuschtes Gesicht sah, denn die Gretherin fuhr neugierig durchs Haus, und litt nicht, daß sie vertraulich zusammenkamen.

Und nun sah sie den Niklas stutzen, als er dem Vater auf der Brücke begegnete. Einen Augenblick war sie unruhig. Zögerte er, weil der Franz Strohecker nicht als „Herr" daherkam? Aber da bemerkte sie staunend, daß der Vater zuerst den Hut lüftete und ihm die Hand entgegenstreckte, als wäre der Weglwart keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß der Fremde sein künftiger Tochtermann sei. Jetzt nahm er die Axt herunter und schlüpfte in die Jacke. Dann schlug er die Schneide in einen Stamm, der schon lange auf die Säge wartete und neben dem Brücklein in den Nesseln lag. Und der Schall seines Hiebes lief durch das ganze Tal. Noch einmal sah Therese die beiden Gestalten zwischen dem Gesträuch auftauchen, dann verloren sie sich dem Walde zu, und es war über eine Stunde vergangen als sie langsam zurückkehrten.



Die Genossenschafts-Seifenfabrik in Riesa (Sachsen).

Therese stand noch am Fenster. Sie hatte den Wolken zugeschaut, die in einem Trüpplein um den Grat des Hozzenberges schwebten. So war das Theresle mit seinen Kameradinnen um einen großen Stein im Walde gezogen, auf dem die roten und die braunen Schwammhüte wuchsen, und sie hatten sich bei den Händen gehalten und gesungen:

Luget nur die Krottenmännle
Hocken auf dem Hozzenstein —
Eins fürs Lisele, eins für Bärble,
Aber keins fürs Annemarei . . .

Da traten die Männer aus dem Walde, und Niklas ging rasch auf die Brücke und riß die Axt aus dem Stamm. So kamen sie heim.

Viel später erst, kurz vor der Hochzeit, hat die Tochter den Vater einmal gefragt, als er im Hof die Axt schärfte: „Mir ist immer, Ihr hättet den Niklas zuerst angeredet auf der Brück, Vater. Ja, im Herbst, wie er angehalten hat um mich."

Er ließ die Funken über die blaue Schneide tanzen. Endlich blickte er auf, und ein lustiger Funke saß in seinen dunklen Augen, als sei ihm einer vom Wetzstein hineingesprungen.

„Ich bin nicht für nichts nach Heiligenbronn gefahren und hab das Haus und die drin wohnen genau abgemessen. Und im „Lamm", da hat der Joseph Markwalder nicht gewußt, daß er dem Strohecker Bescheid tut, der mit ihm am selben Tisch gesessen ist auf die Nacht." „Aber Vater, Ihr seid ein Schlimmer!" rief das Theresle. Da hat der Strohecker gelacht, und dann haben sie sich so angeschaut, als wenn sie an einander noch einmal die Jahre abzählen wollten, die in den Holzscheiben als Ringe sitzen, wenn die Säge den Stamm durchquert, und es war nicht mehr das Theresle, sondern die Braut unter dem Kranz, die leise sagte: „Jetzt weiß ich nicht, wie ich ihm dank, dem Vater!"

Der Strohecker legte die Axt wieder an den Stein und trat hart in den Antrieb, und der Winterhauch fuhr aus seinem Munde, als er entgegnete: „Das zahlt sich nicht." Und wieder sprangen die Funken über das Eisen. Am Tage St. Stefani, des Gesteinigten, ist die Hochzeit in Hozzenau gehalten worden, und der Schnee lag so gewaltig, daß sie zwischen weißen Mauern schritten und nach der Trauung den Weg schon wieder tief verschneit fanden.

Der Gottesacker war in den Boden gesunken, nur hie und da hob sich ein Kreuz wie ein Maulwurf aus der weißen Fläche.

Vom Tanz weg stahlen sich die Brautleute aus dem „Adler", wo der Vater die Hochzeit gerüstet hatte, und fanden den Schlitten angespannt.

Der Schnee fiel feiner, der Tag neigte sich zum Abend, und doch ward es heller über den Bergen. Und da vergaß sich das Theresle und fiel dem Vater um den Hals. Der Bart des Strohecker hing voll Schnee, er hatte selber anspannen helfen.

„Fahr zu, der Weg ist geräumt," sagte er mit rauher Stimme zum Fuhrmann und die Gäule rissen den Schlitten hinweg.

Die ersten Sterne standen blaß über dem Hohen Randen.

7.

Als die jungen Eheleute von ihrer Reise heimkehrten nach Heiligenbronn, hing der Himmel grau und schwer über den Waldbergen. Die Wolken lagerten breit hingestreckt wie eine Herde in den Tannenwäldern und strichen durch die nackten Bäume des Parkes. Das Dorf war in sich zusammengekrochen. Tief mahlten die Räder des Omnibus in einem Brei von Schnee und Schotter. Im „Lamm" brannte am Tage eine trübe Lampe, und der Bäcker hatte immer noch die Schautorte im Fenster stehen, aber sie war grau geworden, und tote Fliegen hockten in verzerrten Stellungen, mit steifen Beinen und dickem weißem Bauch auf den verstaubten Glasplatten. Der Metzger ließ eine Kette alter Rauchwürste als einzige Zier hinter den Scheiben des Schaufensters hängen und verschimmeln.

Ein paar Köpfe fuhren an die Fenster, als die Gäule den Omnibus durchs Dorf schleppten, dann waren sie daheim. Sie kamen aus dem Süden, und Niklas fror. Die Luft im Badhotel fiel wie ein nasses Laken auf ihn, und als er den Weg zur Mutter suchte, kam ihm die Krankheit entgegen und versetzte ihm den Atem. Wie hilfesuchend wandte er sich nach Therese um.

Aber seine Frau hatte schon Hut und Mantel abgelegt und sagte: „Gottlob, daß wir daheim sind!"

Das klang, als könnte sie es nicht erwarten, sich zu rühren.

Ein mutiger Ausdruck war in ihrem Gesicht, und ihr Blick wanderte arbeitsuchend umher. In den nackten Korridoren schallten die Schritte, die gebräunten, mit Rissen wie mit Runzeln überzogenen Oelbilder hingen verstaubt und feucht geworden unter einer Kruste, oben, im Dachstock schlug ein Laden und draußen wälzte sich eine Nebelwolke schwerfällig auf die Gartenterrasse, um dort langsam zu verenden.

Die Mutter hatte die Vorhänge schließen lassen und empfing die Kinder in einem tiefen Halbdunkel, in dem alle Umrisse und Farben verschwammen. Ihre Stimme kam leise aus den Kissen, spröd und trocken lag ihre Hand in der der jungen Frau.

Und bis auf dem letzten Tag hat Katharine Markwalder die Gewalt über sich behalten, und außer der Pflegerin, die im Winter eingezogen war, hat sie niemand mehr im vollen Lichte gesehen. Sie erlosch langsam, nur ihre Stimme lebte noch und täuschte alle, bis der letzte Tropfen Oel verzehrt war und das Flämmlein nach einem Schlummer von drei Tagen und drei Nächten noch einmal aufflackerte, um früh morgens noch den Mann, der immer noch laut hereintrat, den Sohn, der nichts mehr von ihr begehrte, und die Sohnesfrau, die allein wußte, daß es ein Abschied sein mochte, mit einem Schein von Leben zu begrüßen und dann in sich zusammenzusinken, zu einem Fünklein zusammenzuschrumpfen, noch einige Stunden hin und her zu irren und auf einmal spurlos zu verschwinden. Sie war gestorben, und niemand wußte genau die Stunde, in der sie den letzten Odem ausgehaucht hatte.

Als im Kreisblatt die Todesanzeige erschien, las Therese zum ersten Male den Namen Marie Therese Markwalder, den Niklas aus ihrem Geburts- und Taufschein ins Leben übertrug, denn er wollte den einfachen Rufnamen Therese der im vergangenen Jahre allen Dienstboten und jedem Gaste geläufig gewesen war, für sich und seine Frau nicht mehr gelten lassen.

Therese hatte die Achseln gezuckt, als er ihr mit diesem Wunsche kam. Das war beinahe der Vater, der da aus ihm sprach, und Joseph Markwalder ist auch der erste gewesen, der sie Marie Therese nannte. Auf der Todesanzeige, die sie mit bewegtem Herzen las, stach es ihr fremd ins Auge. Als aber Mademoiselle de la Reynière, die an der Grippe zu Bett lag, ein Brieflein schrieb und sie französisch Marie-Thérèse anredete, da war es ihr doch wie ein neuer Lebensabschnitt, der sich darin ankündigte.

Und Marie Therese hat die Fenster und die Läden weit aufgestoßen im Badhotel Krantz, als das Grab gehäuft war und ist mit größerer Spannkraft ans Werk gegangen. Wenn sie abends mit Niklas im Bureau saß und sie wieder einmal eine Aenderung, eine Verbesserung oder eine kleine Anschaffung beschlossen hatten, dann fiel ihr zuweilen ins Bewußtsein, daß erst der Tod der Mutter ihr den Platz freigegeben hatte, an dem sie nun wirkte. Den Platz freigegeben und Pflichten überantwortet. Da fühlte sie sich solidarisch mit der Toten.

Einmal sagte Niklas auch: „Dir macht das Schaffen und Zurüsten auf die Saison mehr Freude als alles andere."

Marie Therese lachte und lehnte sich in den Sessel zurück, in lässigem Behagen den Kopf mit dem dunklen Haar und den blauen Augen in das rote Polster drückend. Die schlanken weißen Hände lagen auf der Lehne, das übergeschlagene Bein bewegte sich leise, daß der Fuß im knappen Schuh aus dem Kleidsaum schlüpfte.

„Ja, soll's denn eine Plage sein? Es ist doch eine Lust, mein ich."

Aber Niklas antwortete: „Wenn einmal der Omnibus fährt und der Amtmann die Fremdenzettel einfordert, dann ja, aber jetzt sitzen wir doch noch allein im Haus, da sind mir die Nächte lieber als die Tage."

Sie sah ihn lange an.

„Von denen sag ich ja auch nichts, Niklas. Aber je eher wir aufmachen, desto besser."

„Kommst Du schon wieder mit Früher-Aufmachen? Wenn die ersten Anmeldungen kommen, machen wir auf," versetzte er.

„Das sagst Du, aber in dem Prospekt steht Eröffnung am 1. Mai, und wenn einer im April anfragt, nimmt Dein Vater den Blaustift und macht einen Balken darunter, damit es ja keinem einfällt, vor dem Mai nach Heiligenbronn zu kommen."

„Unsinn — übrigens beantwortest Du jetzt ja die Anfragen."

Sie lachte wieder.

„Ja Schatz, die deutschen und wenn's gut geht auch die französischen. Die englischen überlaß ich Dir. Ich weiß warum."

„Weil Du nicht englisch kannst, Marie Therese. Kein Wort kannst Du."

Er war zu ihr getreten und raunte es ihr als Liebkosung zu und umfaßte sie mit wildem Verlangen.

„Kein Wort? Das ist gelogen, Herr Markwalder!"

„Hör auf!" rief er lachend und suchte sie aufzurichten. „Komm zur Ruh."

Und der erste Frühlingssturm trieb weiße Wolken über die Waldberge, daß die knospenden Bäume rauschten und zu den geöffneten Fenstern die laue Nachtluft hereinströmte, als sie durch die dunklen Gänge schritten.

„Du, das Badhäuslein lassen wir ausbauen! Wieviel Liter Thermalwasser läuft eigentlich über unseren Grund?" fragte die junge Frau, während sie im Schlafzimmer die langen Haare kämmte und eine Tanne mit derben Zweigen an die Scheiben klopfte.

Da packte er sie an den braunen Flechten.

„Das weiß ich jetzt nicht, frag' morgen wieder."

Sie fragte nicht mehr, aber in der Nacht, als er schon neben ihr schlief, den Arm noch über ihre Brust geworfen, da lag sie zwischen Wachen und Träumen mit gelösten Gliedern, sein Haupt noch an der blanken Schulter, und ihre meisterlosen Gedanken spielten mit dem Bau des Badhauses bis auch sie dem Schlaf vollends erlag.

Der Morgen fand Marie Therese frisch und heiter. Es war ein froher Arbeitsgeist in ihr, der sich auch auf die Dienstboten übertrug.

Und die Saison hub an. Früher als sonst kehrten die ersten Gäste im Badhotel ein, denn zum ersten Male hatte das Hotel Markwalder sich das Mittel der Zeitungsreklame dienstbar gemacht, so sehr auch Joseph Markwalder dagegen geeifert hatte. Ein gutes Haus, erklärte er, hält auf seinen Ruf, und er wird von den Gästen gemacht, nicht durch das teure eigene Geld, das man den Annoncenjägern in den Rachen wirft. Aber er war überstimmt worden und zog sich in würdevolles Schweigen zurück.

Am Tage, da das Thermalbad eröffnet wurde, kam der Amtmann aus dem Städtchen in der Ebene nach Heiligenbronn, und Marie Therese saß zum ersten Male als Wirtin mit zu Tisch, als sich nach altem Brauch die Honoratioren im Badhotel zum Eröffnungsschmaus zusammenfanden. Die Forellen lagen als treuherzige blaue Ringlein auf den schneeweißen Servietten, und der alte Medizinalrat Grohmann wußte es so einzurichten, daß er die größte nahm und aus Versehen noch ein kleines Fischlein auf seinen Teller fallen ließ. Neben ihm saß der Alt-Posthalter Feinhals, der eine goldene Busennadel mit einem mächtigen Similibrillanten zur Schau trug.

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Medizinalrat, wissen Sie denn, warum die Forellen im Badhotel mit dem Schwanz im Maul serviert werden?" fragte Feinhals, und sein rotes Gesicht glühte in verhaltenem Zorn, während er die letzte Forelle mit sechs Zitronenscheiben von der Schüssel fegte.

„Jawohl, Herr Postmeister, weil's umgekehrt nicht geht," erwiderte Grohmann gleichmütig und lächelte mit den eingesetzten weißen Zähnen, die unter dem weißen, gepflegten, duftenden Bart eindruckvoll wirkten und ihn den weiblichen Patienten, die seine weißen Zähne, seine weißen Haare und seine weißen Hände liebten, mit ihrem trügerischen Schmelz näher rückten.

Aber Feinhals ließ sich nicht verblüffen und auch nicht versöhnen.

„Nein, mein hochverehrter Medizinalrat, man steckt ihnen den Schwanz in das Maul, damit sie einer, der darauf aus ist, nicht gleich mit einem Male in den Mund stecken kann. Denn so ein großes Maul hat keiner nicht."

„Ausgezeichnet," gab Grohmann zurück, „aber sehen Sie, Herr Feinhals, die meisten Großmäuler sind kleine Esser und desto größere Trinker."

Die rötliche Nase des Alt-Posthalters, der schon lange keine Postkutschen mehr zu dirigieren hatte, lief purpurn an.

Da legte sich der Amtmann, der gern den Vermittler machte, ins Spiel und sagte: „Erwarten Sie bald Gäste, Herr Feinhals?"

Feinhals setzte sich zurecht und zog die Serviette aus dem Kragenschluß.

Dann klingen die Gläser, die seidenen Kleider rauschen, der Kellner fliegt mit der Flasche, draußen hebt die Kurkapelle ihr erstes Ständchen an, und vom Birnbaum, der seinen mächtigen Stamm vor den kleinen Speisesaal wie ein Waldbaum zum Himmel reckt und mit seinen blühenden Aesten in die Dachkammern grüßt, ruft die Amsel in klaren Tönen.

Marie Therese erhebt das Glas, einen farbigen Schimmer auf den schönen Zügen. Durch

den Einsatz des schwarzen, noch die Familientrauer betonenden Kleides, leuchtet ein heller Schein. Und da spürt sie plötzlich beim Berühren und Klingen der Gläser etwas Seltsames, geht eine scheue, halb schmerzhafte, erschreckende und dennoch beglückende Empfindung durch ihren Leib und schwillt zum Herzen und ebbt wieder, daß ihr Gesicht weiß wird wie Schnee und flutet zurück, daß die purpurne Verkündigung ihr bis in die Schläfen steigt, und wie sie das Glas zum Munde führt, da weiß sie, was ihr widerfahren ist. Sie weiß nicht mehr, wo sie ist, trinkt den Wein, wie den silbernen Becher, den sie im Kirchlein zu Hozzenau mit scheuem Munde berührt hat, und sagt mit der innersten Stimme zu sich selbst einmal und immer wieder: Ein Kind, ich spür's, ich bekomm ein Kind!

Mit diesem Kinde unter dem Herzen, einem Winterkind, wie es Katharine Krantz gekauft hätte, ging Marie Therese in die Saison und trug die Beschwerden mit einem trotzigen Glücksbewußtsein. (Fortsetzung folgt.)

Genossenschaftliche Produktion.

Von August Müller.

Der Sozialismus lehrt, daß die Uebel, unter denen die Kulturwelt leidet, ihre Quelle haben in der Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln. Arbeitskraft und Produktionsmittel müssen miteinander vereinigt sein, wenn Gebrauchsgüter geschaffen werden sollen. Im kapitalistischen Betriebe erfolgt diese Vereinigung dadurch, daß der Besitzer der Produktionsmittel den Träger der Arbeitskraft, den Arbeiter oder die Arbeiterin gegen ein gewisses Entgelt, den Lohn, beschäftigt. Mehr als den Lohn kann der Träger der Arbeitskraft vom Ertrage der Produktion nicht verlangen. Der Besitzer der Produktionsmittel wird durch seine Herrschaft über den toten Besitz auch zum Herrscher über die lebendige Arbeitskraft und ihren Träger. Daraus entspringen alle die Leiden, mit denen das Proletariat in der heutigen Gesellschaft so reichlich gesegnet ist.

Es gehörte keine allzu große Verstandesschärfe dazu, um diesen Stand der Dinge zu erkennen. Schwieriger war es schon, ein Mittel zu finden, das zur Lösung der Schwierigkeiten dienen konnte. Man wußte zwar, daß die Voraussetzung zur Heilung aller sozialen Gebrechen die Vereinigung von Arbeitskraft und Produktionsmitteln ist. Schwierigkeiten ergaben sich erst, als man prüfte, wie diese Vereinigung erzielt werden könne. Es war unmöglich, sie auf individueller Basis zu erreichen. Man kann nicht aus jedem Arbeiter den Eigentümer einer Maschinenfabrik, eines Kohlenbergwerks oder einer Papierfabrik machen. Es blieb also nichts weiter übrig, als auf gesellschaftlicher Basis Kapital und Arbeit zusammenzuführen. Der Sozialismus verlangt daher den Uebergang aller Produktionsmittel aus dem Eigentum Einzelner in das Eigentum der Gesamtheit. Wenn die Gesellschaft Eigentümerin der Produktionsmittel ist, so ist die erstrebte Vereinigung zwischen Arbeit und Produktionsmitteln erzielt, die Herrschaft des toten Besitzes über die lebende Arbeitskraft hört auf, die Produktion, die heute unter dem Gesichtswinkel des Profitmachens betrieben wird, kann dann dazu dienen, die Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. Damit hört das Lohnsystem auf und mit ihm die Unzuträglichkeiten, die mit ihm verbunden sind.

Es hat, solange die sozialen Probleme die besten Köpfe der Menschheit beschäftigen, nicht an Versuchen gefehlt, eine Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten auf einem anderen als dem eben bezeichneten Wege zu finden. Einer dieser Lösungsversuche war die Schaffung von Produktivgenossenschaften. Man riet den Arbeitern, entweder ihre Ersparnisse zusammenzulegen, oder mit Hilfe des Staates oder wohlhabender Gönner eigene Produktionsstätten zu errichten, in denen sie selbst gleichzeitig die Rolle des Unternehmers und des Arbeiters spielen konnten. Auch auf diese Weise mußte es ja möglich sein, die Trennung des Arbeiters von seinen Produktionsmitteln zu überwinden und wenn nicht für alle, so doch für einen Teil der Arbeiter die üblen Folgeerscheinungen zu überwinden, die aus dieser Trennung entsprangen. An sich ist der Gedanke der Produktivgenossenschaften klar und einleuchtend. Wenn ein Unternehmer viele Arbeiter beschäftigen, sie entlohnen und obendrein Reichtümer ansammeln konnte, so mußten diese Arbeiter doch ihren Lohn und das hinzu verdienen können, was als Unternehmergewinn in die Taschen der Kapitalisten floß. Ja noch mehr. Dem Unternehmer leisteten die Arbeiter ihre Dienste nur widerwillig unter dem Drucke der Verhältnisse, wenn sie aber als ihre eigenen Herren in ihren eigenen Betrieben für ihren Vorteil tätig sein konnten, mußte dann der Ertrag der Arbeit nicht größer sein als der uninteressierter Lohnarbeiter? Ein Betrieb, in dem Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit an Stelle harten, unvermeidlichen Zwanges trat, durfte man von dem nicht ganz andere Früchte erwarten als von einem kapitalistischen Unternehmen? Für die Freunde der Produktivgenossenschaften bedeutete diese Fragestellung zugleich ihre Beantwortung. Ihrer Meinung nach konnte es sich nur darum handeln, das nötige Kapital zur Beschaffung der Produktionsmittel, Rohstoffe und Hilfsmittel zu besorgen; wenn das vorhanden war, konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Die genossenschaftliche Organisation bot den Arbeitern die Möglichkeit, Unternehmer und Lohnarbeiter in einer Person zu sein. Was lag also näher, als daß man für Produktivgenossenschaften Propaganda machte und möglichst viele von ihnen ins Leben zu rufen versuchte.

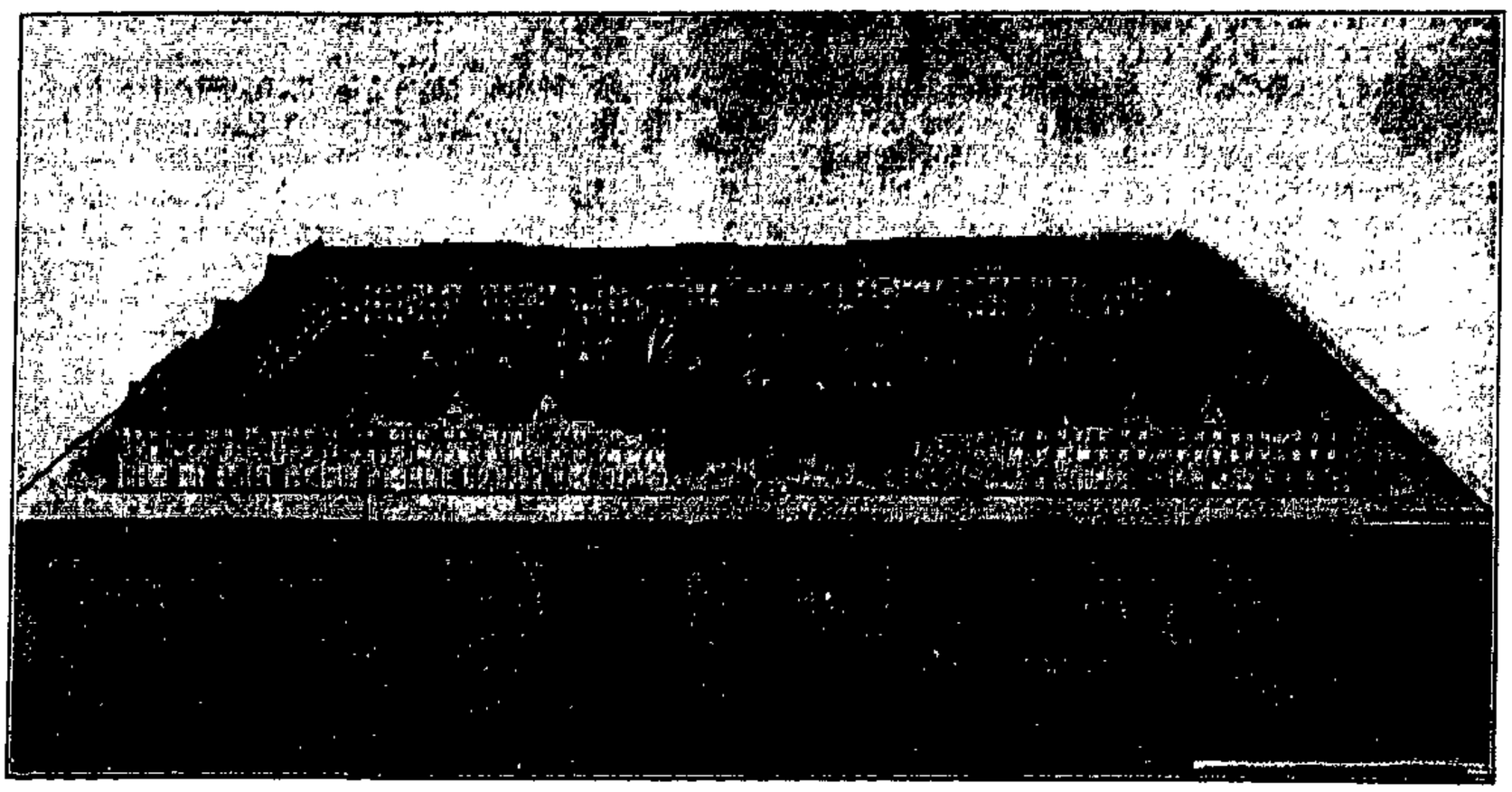
Das Land, in dem uns zuerst die planmäßige Agitation zur Gründung solcher Genossenschaften begegnet, ist Frankreich. Der Prophet dieses Gedankens ist Philipp Buchez, der im Jahre 1831 seine Propaganda für Produktivgenossenschaften begann. Im Revolutionsjahre 1848 trug die Agitation reiche Früchte. Die Produktivgenossenschaften schossen aus der Erde, gefördert von der Regierung und getragen von der Begeisterung der französischen Arbeiter, die sich auf diese Weise zu „Herren der Werkstätten" machen wollten. Die Resultate der französischen Produktivgenossenschaftsbewegung entsprachen aber dem Enthusiasmus, mit dem sie begonnen wurden, nicht. Die meisten der geschaffenen Produktivgenossenschaften gingen zugrunde. Trotzdem ist aber merkwürdigerweise Frankreich bis heute noch das Land geblieben, in dem der Gedanke der Produktivgenossenschaften die meisten Anhänger gefunden hat. Staat und Gemeinde fördern in Frankreich diese Bewegung und suchen sie durch Subventionen und Darlehen zur Entwickelung zu bringen. Man bevorzugt sie bei Vergebung von Staatsaufträgen, und nicht selten kommt es vor, daß französische Politiker ihre Wahlaussichten durch Unterstützung von Produktivgenossenschaften günstig zu beeinflussen versuchen.

Nach der letzten amtlichen Statistik bestanden in Frankreich im ganzen 431 Produktivgenossenschaften, die etwa 20 000 Mitglieder hatten und für 50 Millionen Mark Waren erzeugten. Sehr glänzend ist dieses Resultat nicht, wenn man die vielseitige Förderung betrachtet, die die französischen Produktivgenossenschaften erfahren. Im übrigen zeigt auch die Statistik, daß ein fortwährendes Zugrundegehen und Wiederentstehen neuer Produktivgenossenschaften in Frankreich an der Tagesordnung ist. Die Geschichte der französischen Produktivgenossenschaftsbewegung kann durchaus nicht dazu dienen, dieser Genossenschaftsform viele Anhänger zu gewinnen.

Aehnliche Erfahrungen sind in England gemacht worden, wo in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts gleichfalls eine Bewegung zur Schaffung von Produktivgenossenschaften einsetzte, die beeinflußt war durch die Agitation von Philipp Buchez. Die Träger der Bewegung in England waren Sozialreformer und christliche Sozialisten; zum Teil recht wohlhabende Leute, die mit vielen Opfern an Geld und Zeit dem Produktivgenossenschaftswesen Anhänger unter der Arbeiterschaft zu werben versuchten. Sie betrieben in den Industriestädten eine von glühendem Idealismus und selbstloser Hingabe an ihre Ziele getragene Agitation. Aber eine Gründung nach der anderen ging wieder ein oder veränderte ihr Wesen, so daß schließlich das Resultat in England dasselbe blieb wie in Frankreich. Es soll nach der letzten amtlichen Statistik zwar noch 250 reine Produktivgenossenschaften in Großbritannien geben; die Mehrzahl wird man aber kaum als solche bezeichnen dürfen, weil ihre Hauptabnehmer Konsumgenossenschaften sind.

In Deutschland hat der Gedanke der Produktivgenossenschaften eine große Rolle gespielt in den Zeiten, in denen Lassalle seine Agitation betrieb. Sein Widersacher Schulze-Delitzsch, der Gründer des deutschen Genossenschaftswesens, hatte die Produktivgenossenschaften als die Krone des Genossenschaftswesens bezeichnet. In der Praxis begnügte er sich aber mit der Gründung von Handwerkergenossenschaften, Kreditvereinen und Konsumgenossenschaften. Lassalle bestritt den Wert der konsumgenossenschaftlichen Organisation für die Arbeiter, dafür legte er in seiner Propaganda aber großes Gewicht auf die Produktivgenossenschaften. Er verlangte vom Staate die Flüssigmachung von 100 Millionen Taler, die zur Gründung von Produktivgenossenschaften Verwendung finden sollten. In ihnen erblickte er das organisch unaufhaltsam zu weiterer Entwickelung treibende Saatkorn zur Lösung der sozialen Frage.

Es mag dahingestellt sein, ob Lassalle wirklich die Produktivgenossenschaften nur vorgeschoben hat, um eine konkrete Forderung zu besitzen, an welcher er den Arbeitern die Bedeutung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts klar machen konnte. Jedenfalls haben in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie die Produktivgenossenschaften eine große Rolle gespielt, sie verschwanden aus dem sozialdemokratischen Parteiprogramm erst im Jahre 1891, als das Erfurter Programm geschaffen wurde. Im Gegensatz zu dieser theoretischen, steht die praktische Bedeutung, die das Produktivgenossenschaftswesen in Deutschland gewann. Aus der deutschen Genossenschaftsstatistik lassen sich nicht leicht die hier erwähnten reinen Produktivgenossenschaften, die durch Arbeiter gebildet sind, ausscheiden. Jedenfalls ist ihre Zahl jedoch nicht bedeutend. Dem Zentralverband deutscher Konsumvereine gehören 40 Produktivgenossenschaften an, die 8918 Mitglieder zählen, 1044 Personen beschäftigen und Waren im Werte von etwas über 8 Millionen Mark herstellen. Neben diesen gibt es auch noch Produktivgenossenschaften, die gar keinem Genossenschaftsverbande angehören oder anderen Zentralverbänden angeschlossen sind. Ihre Zahl ist jedoch nicht sehr bedeutungsvoll. Jedenfalls bestätigt auch in Deutschland die Geschichte des Produktivgenossenschaftswesens, daß es in der Praxis nicht das hält, was nach der Theorie von ihm zu erwarten war.



Modell eines genossenschaftlichen Gebäudeblocks (Baugenossenschaft „Ideal" in Rixdorf).

Die Ursachen des Mißerfolges der Produktivgenossenschaftsbewegung sind überall so ziemlich die gleichen. Meistens fehlt es ihnen an genügendem Kapital, an sachverständigen Kräften für die technische und kaufmännische Leitung, an Disziplin und Unterordnung des einzelnen Arbeiters unter die Anforderungen des Produktionsprozesses. Vielfach müssen die Produktivgenossenschaften, da sie nicht genügendes Kapital besitzen, entweder Anleihen machen, oder solchen Genossen den Erwerb von Anteilen ermöglichen, die nicht selbst mitarbeiten innerhalb der Genossenschaft. Geschieht das erstere, so verlangen natürlich die Darlehensgeber eine Entschädigung. Der Reingewinn, den die Produktivgenossenschaft erzielt, muß zur Verteilung gelangen, wobei vor allem das Kapital zu befriedigen ist. Auch die Genossen, deren Beziehung zur Genossenschaft lediglich in der Zeichnung von Anteilen besteht, verlangen natürlich eine Entschädigung; es kann sehr leicht vorkommen, daß diese den ganzen Ertrag der Produktion verschlingt. Tatsache ist, daß recht häufig eine kleine Anzahl von Genossen durch die finanzielle Unterstützung, die sie der Genossenschaft leihen, die Herrschaft über das ganze Unternehmen erringen. Das Resultat ist dann meistens, daß die beschäftigten Arbeiter genau so gut für die Kapitalbesitzer fronen müssen, wie im privatkapitalistischen Betriebe. Daß diese Kapitalbesitzer auch zugleich Mitglieder der Genossenschaft sind, ändert an der Sache selbst nichts. Oft vollziehen sich die Dinge auch so, daß immer mehr Arbeiter eingestellt werden, die nicht auch zugleich Mitglieder der Genossenschaft sind, die vielmehr den Charakter von Lohnarbeitern tragen, die einer Genossenschaft ihre Arbeitskraft verkauft haben. So brechen viele Genossenschaften zusammen, weil sie den Tribut nicht leisten können, den das Kapital von ihnen verlangt. Andere wieder entarten kapitalistisch. Sie verlieren immer mehr den Charakter einer Produktivgenossenschaft. Die Zahl der Genossen sinkt, während die Zahl der beschäftigten Lohnarbeiter zunimmt, und recht häufig ist es schon vorgekommen, daß sich im Laufe der Zeit aus einem rein genossenschaftlichen Unternehmen ein kapitalistischer Betrieb entwickelt hat, der sich auch bei der Bezahlung und Behandlung der Arbeiter in nichts von einem rein kapitalistischen Unternehmen unterschied. Aber das letztere gehört schon zu den Ausnahmen. Der Mangel an Kapital wirkt in der Regel für die Produktivgenossenschaften als Hemmschuh und führt ihr vorzeitiges Ende herbei. Viel nachteiliger ist für sie aber der Umstand, daß es ihnen meistens schwieriger wird, ihre Produkte abzusetzen, als privatkapitalistischen Unternehmungen. Mit diesen konkurrieren sie auf dem freien Markte, allen Schwankungen, Zufällen und Krisen des Marktes sind sie ausgesetzt, und sie haben obendrein noch unter der Abneigung zu leiden, die Privatunternehmer instinktiv den Produktivgenossenschaften entgegenbringen. Die Genossenschaftsform bringt es mit sich, daß der Betrieb schwerfälliger ist, sich wechselnden Konjunkturen weniger leicht anzupassen vermag als ein Privatbetrieb, in dem der Wille eines einzelnen herrscht und obendrein ist es mit den kaufmännischen Kenntnissen der Leiter von Produktivgenossenschaften oft nur recht mäßig bestellt. Mag daher auch, was jedoch durchaus nicht notwendigerweise der Fall ist, eine opferwillige, fleißige und disziplinierte Arbeiterschaft in der Produktivgenossenschaft sich zusammengefunden haben, mag ihnen auch die Sympathie der Arbeiter zur Seite stehen, die Absatzschwierigkeiten sind meistens größer; sie entscheiden das Schicksal der Produktivgenossenschaft.

Erwies sich also der Gedanke der genossenschaftlichen Produktion durch Produktivgenossenschaften als verfehlt, so wäre es doch voreilig, daraus zu schließen, daß die Produktion durch Genossenschaften überhaupt wenig Erfolg verspricht. Das Problem genossenschaftlicher Produktion ist gelöst worden, allerdings auf andere Weise, als dieses die Befürworter der Produktivgenossenschaften annahmen. Etwa in derselben Zeit, in der in Frankreich die erste Produktivgenossenschaft errichtet wurde, hatten in dem Weberstädtchen Rochdale bei Manchester 28 Flanellweber eine Konsumgenossenschaft errichtet, die berühmte Genossenschaft der redlichen Pioniere von Rochdale. In dem Programm, das diese 28 Flanellweber aufgestellt haben, wird nun ein Gedanke entwickelt, der berufen war, die Schwierigkeiten zu überwinden, die mit den reinen Produktivgenossenschaften verknüpft sind. Die redlichen Pioniere von Rochdale sammelten zuerst Gelder, weil sie den Grundsatz aufstellten, genügende Mittel müßten die Grundlage bilden, auf der eine Genossenschaft aufgebaut werden kann. Nachdem genügende Fonds beschafft waren, wollte man einen Verkaufsladen für Lebensmittel, Kleidungsstücke usw. eröffnen und daran gedachte man die Errichtung eigener Produktivabteilungen, Wohnhäuser und dergleichen zu schließen. Zweck und Absicht der Genossenschaft war, die Verbesserung des materiellen Wohles und der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Mitglieder. In enthusiastischem Zukunftshoffen knüpfte man aber an diesen unmittelbaren Zweck den weiteren, schließlich in die Produktions-, Handels-, Erziehungs- und Regierungsverhältnisse des Staates Ordnung zu bringen.

Wie man sieht, wenig war es nicht, was die Rochdaler Weber von dem kleinen Laden erwarteten, den sie im Jahre 1844 in der Krötengasse zu Rochdale eröffneten. Ihre letzten Ziele sind durch die Genossenschaftsbewegung nicht erreicht worden, aber die Hoffnungen, die sie an die Organisation des Konsums und an die darauf aufgebaute Produktion knüpften, haben sich nicht als trügerisch erwiesen. Vor allen Dingen der Gedanke, erst mit der Organisation des Konsums zu beginnen und darauf die eigene Produktion folgen zu lassen, hat sich als ungeheuer fruchtbar erwiesen. Ihre große soziale Bedeutung verdanken die Konsumvereine vor allem der praktischen An-

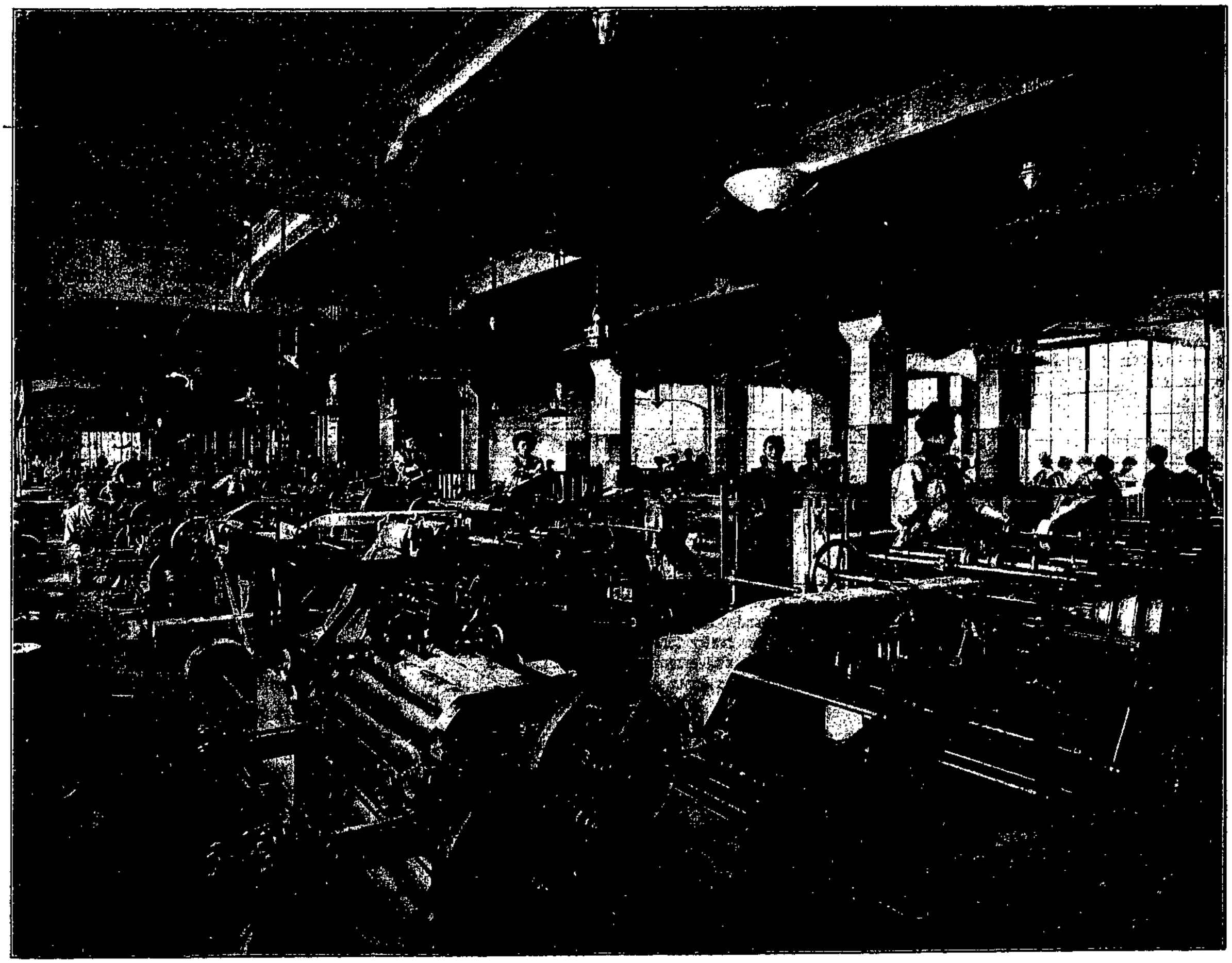
Fleischbearbeitungsmaschinen in der Schlächterei der „Produktion", Hamburg.

Bäckerei im Konsumvereinsgebäude zu Lichtenberg (Berlin).

Teichverarbeitungsraum in der Bäckerei der „Produktion", Hamburg.

wendung dieses Gedankens, der nebenbei geradezu von verblüffender Einfachheit ist.

Der Konsumverein organisiert den Konsum, das heißt, er veranlaßt seine Mitglieder, aus ihrem eigenen Geschäft möglichst viele Waren zu entnehmen. Dadurch erlangt er einen Ueberblick über Quantum und Qualität der Waren, die seine Mitglieder verbrauchen. Es ist nur folgerichtig, wenn er schließlich auch dazu schreitet, die Waren, die er in seinen Warenabgabenstellen vertreibt, ganz oder zum Teil herzustellen. Eine solche Produktion, vorgenommen von Konsumvereinen, um den Bedarf ihrer Mitglieder an Waren zu befriedigen, unterscheidet sich grundsätzlich von privatkapitalistischer Warenproduktion. Eigentlich ist die Bezeichnung Warenproduktion auf die Produktion für den organisierten Konsum überhaupt nicht anwendbar. Waren sind Produkte für andere, nicht für den Hersteller, sie sollen verkauft werden. Der Konsumverein produziert Waren nicht für den Verkauf, nicht für andere, er produziert für sich selbst. Was er herstellt, sind Verbrauchsgüter, keine Waren. Der Warenproduzent steht in zweifacher Weise unter dem Drucke der Konkurrenz. Beim Einkauf der Rohmaterialien, Hilfsstoffe usw. und beim Verkauf seiner Produkte, die im Zustande der freien Konkurrenz auf dem jedermann als Käufer und Verkäufer zugänglichen



Papierwarenfabrik der Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine.

Warenmarkte abgesetzt werden. Gerade die letztere Art der Konkurrenz bewirkt die Schwierigkeiten für die Privatkapitalisten. Als Käufer von Rohmaterialien, Hilfsstoffen und Arbeitskräften werden sie selten Verlegenheiten erfahren, wenn sie zahlungsfähig sind, als Verkäufer von Waren hängt ihr Erfolg aber weniger von der Güte ihrer Produkte ab, als von der Beschaffenheit und den Preisen der Waren ihrer Konkurrenten. Denn auf dem Warenmarkte herrscht der Käufer, sein Wille ist ausschlaggebend. Unter den Motiven, die ihn beherrschen, wirkt am nachhaltigsten das Bestreben, möglichst wohlfeil zu kaufen, deshalb setzt unter der Herrschaft der freien Konkurrenz zwischen den Produzenten auf dem Warenmarkte der Kampf um die Kundschaft ein, der mit den verschiedensten Mitteln geführt wird, immer aber mit Unkosten und Schwierigkeiten aller Art verknüpft ist. Selbst der größte Stratege muß in diesem Kampf unterliegen, wenn der Markt überfüllt ist, die Nachfrage stockt. Dann tritt der Zustand der Krise mit allen jenen bekannten Begleiterscheinungen ein, die wiederum in erster Linie auf dem Verkäufer lasten.

Ganz anders liegen die Dinge bei der Produktion für den organisierten Konsum, bei der Eigenproduktion der Konsumvereine. Weil sie den Grundsatz der Barzahlung befolgen, fehlt es ihnen nicht an Mitteln, beim Einkauf von Rohmaterialien, Hilfsmitteln usw. Konsumvereine sind auch stets Großabnehmer solcher Produkte, da sie bei der Eigenproduktion mit der Herstellung solcher Güter beginnen, die in Massen verbraucht werden. Auf je größerer Stufenleiter die genossenschaftliche Eigenproduktion betrieben wird, desto größer ist auch die Möglichkeit, immer mehr Vorprodukte in den Kreis der Eigenproduktion einzuziehen oder sie direkt aus den Ursprungsländern einzuführen, soweit es sich um Importartikel handelt. Die Situation der Konsumvereine ist daher mindestens ebenso günstig, wie die der privaten Kapitalisten, insofern die Beschaffung von Rohmaterialien, Hilfsstoffen usw. in Frage kommt. Auf dem Warenmarkte, wo sich Käufer und Verkäufer der gebrauchsfertigen Produkte entgegentreten, ist die Stellung der Konsumvereine aber unvergleichlich besser als die der Privatkapitalisten.

Organisation des Absatzes durch Organisation des Verbrauches ist nur möglich unter Verzicht auf die Eigenarten kapitalistischer Produktion. Die Konsumvereine haben diesen Schritt deshalb wagen können, weil sie im Prinzip verschieden von privatkapitalistischen Unternehmungen sind. Ihrer Produktion fehlt jedes spekulative Moment. Sie wollen keine Profite machen, sondern den Bedarf ihrer Mitglieder befriedigen. Quantum und Qualität der Waren richten sich daher genau nach den Anforderungen des Mitgliederkreises. Es wird nur hergestellt, was gebraucht wird, und nur in Mengen, die benötigt werden. So sind die Konsumvereine sicher von Absatzstockungen, ihre Vorräte sind nie so groß, daß sie hemmend auf die Produktion wirken, denn sie sind der Nachfrage und dem Bedarf angepaßt. Die Konsumvereine sind der Mühe enthoben, den Markt nach Käufern abzujagen und alle die Täuschungsmittel und Ueberredungskünste anzuwenden, mit denen kapitalistische Konkurrenten sich gegenseitig die Kundschaft abjagen. Die Mittel, die bei diesem Kampfe aufzuwenden sind, kommen bei der Produktion für den organisierten Konsum den Konsumenten selbst zu gute. Der Gedanke des Zusammenwirkens, der Regelung und Ordnung erfüllt nicht nur den Produktions-, sondern auch den Distributionsprozeß. Von der Beschaffung der Rohprodukte bis zur Uebermittelung des Gebrauchsgegenstandes an den unmittelbaren Konsumenten drängt sich kein störendes Element.

In dieser steten, ununterbrochenen Regelmäßigkeit, in der Ausdehnung der Organisation auf den Warenmarkt liegt die Ueberlegenheit der Produktivabteilungen der Konsumvereine über die privatkapitalistischen Unternehmungen begründet. Während die letzteren Waren produzieren, um Profite zu machen, erzeugen die Konsumvereine in ihren Produktivabteilungen Gebrauchswerte, um damit die Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu befriedigen. Diese Gegenüberstellung enthüllt die grundsätzliche Verschiedenheit beider Produktionsmethoden. Produktion für den organisierten Konsum ist Produktion höherer Ordnung, sie ist übersichtlicher, von störenden Nebenwirkungen befreit und darum der privatkapitalistischen Warenproduktion gegenüber im Vorteil. Die Eigenproduktion der organisierten Konsumenten ist also wesentlich verschieden von der Produktion organisierter Produzenten, von der eigentlichen Produktivgenossenschaft. Ihre Ueberlegenheit hat sie bewiesen durch ihre Erfolge, die überall da erzielt wurden, wo eine Konsumgenossenschaftsbewegung besteht. Es ist eine logische Folge des konsumgenossenschaftlichen Gedankens, daß sich an die reinen Konsumgenossenschaftsbetriebe in kürzerer oder längerer Frist Produktivbetriebe schließen. Dabei ist der Träger der Produktion entweder die einzelne Konsumgenossenschaft oder eine Mehrheit von ihnen. In den meisten Fällen haben sich die Konsumvereine zu Großeinkaufsgesellschaften zusammengeschlossen, die zunächst damit beginnen, den Warenbezug der Konsumvereine zu organisieren. Nachdem sie damit Erfolg gehabt haben, schreiten sie dann zur Schaffung von Eigenproduktivbetrieben. Es kommt auch vor, daß mehrere Genossenschaften zusammentreten und solche Waren herstellen, deren Verbrauch für die einzelne Genossenschaft zu gering ist. Die einzelnen Genossenschaften selbst stellen Massenwaren her, für die sie einen dauernden Absatz haben. In der Hauptsache sind es Bäckereiwaren, die in eigenen Bäckereien von den Konsumgenossenschaften erzeugt werden. Daneben gibt es aber auch genossenschaftliche Schlachtereien, Mineralwasserfabriken und dergleichen mehr.

Volkswirtschaftlich am bedeutsamsten ist jedoch die Art Eigenproduktion der Konsumvereine, die durch die Großeinkaufsgesellschaften betrieben wird. Es gibt gegenwärtig in Europa 16 Großeinkaufsgesellschaften, die im Jahre 1910 insgesamt einen Umsatz von 910 758 449 Mk. erzielten. Etwa ein Drittel dieser Summe kommt auf Waren, die von den Großeinkaufsgesellschaften selbst hergestellt werden. Am weitesten ist diese Entwickelung in Großbritannien gediehen, wo die englische und schottische Großeinkaufsgesellschaft zusammen einen Umsatz von 677 119 820 Mk. im Jahre 1910 erzielt haben. Die englische Großeinkaufsgesellschaft beschäftigt über 12 000 Personen in ihren Produktivabteilungen. Sie hat Tabakfabriken, Mühlen, Seifenfabriken, Zuckerwaren- und Biskuitfabriken, Schmalzsiedereien, Konfektions- und Wäschefabriken, Papierwarenfabriken, Schuh-, Kleider- und Bürstenwarenfabriken, Speckräuchereien, Molkereien, Konservenfabriken, Korsettfabriken, eigene Teeplantagen und eigene Dampfer, die die Waren transportieren. Aehnlich imposant ist auch die Eigenproduktion der schottischen Großeinkaufsgesellschaft. Beide zusammen produzieren Waren für etwa 250 Millionen Mark. Die lokale Produktion der englischen Konsumvereine wird auf etwa 160 Millionen Mark geschätzt. Das eigene Vermögen, mit dem die englische Großeinkaufsgesellschaft und die englischen Genossenschaften arbeiten, übersteigt 700 Millionen Mark.

(Schluß folgt.)

Zwei.

Von Ernst Preczang.

Sie sprachen von Liebe, die einmal war
Und dauern sollte immerdar.
Und sprachen von Nöten, von Sorgen und Plagen,
Die sie ein Leben gemeinsam getragen.
Und seufzten und flüsterten leise: Warum?
Und sprachen wieder und saßen stumm.

Aus dunklem Hof kroch ein Schatten herauf
Und hinter ihm her ein schwarzer Hauf:
Die Nacht. Grad über der Mietskaserne
Funkelten einsam zwei helle Sterne.
Sie sagte: „Ich glaube, das sind die zwei,
Die waren damals auch dabei."

Er schwieg und schaute dumpf vor sich hin . . .
„Wie kommt es, daß ich nicht fröhlich bin?
War früher doch immer der Lustigsten einer —
So sagten die Leute; jetzt sagt es keiner.
Es war wohl zu dieser Sommerszeit
Ist du mich um mein Lachen gefreit."

Ein Zwitschern. Hoch oben auf steiler Wand
Ein Vogel saß an des Daches Rand
Mit wogender Kehle und glänzenden Schwingen.
Und immer lauter tönte sein Singen.
Sie horchte und murmelte schmerzlich betört:
„Wir haben es damals so gerne gehört!"

Er lachte jäh . . . lachte höhnisch und kalt,
Den Rücken gebogen, die Fäuste geballt:
„Ich höre dich seufzen, ich höre dich weinen . . .
Von all den Sternen, die funkeln und scheinen,
Von all dem blinkenden Schaum des Lichts
Blieb uns die Nacht nur, das Dunkel, das Nichts."

„Wer hat unsre Liebe getötet, sag'?
Wer nahm uns das Lachen, die Lust und den Tag?
Der Tod? . . . Ach, Schläfen und Pulse klopfen.
In allen Adern rinnen die Tropfen
Des Blutes, das unser Leben spinnt.
Noch fühl ich es doch: wir sind, wir sind!"

Wer hat sie getötet? Sie saßen stumm.
Aus tiefer Finsterniß schrie es: Warum?
Die Qualen warum und die brennenden Plagen,
Warum die sklavische Kette von Tagen,
Die uns mit klammernden Fäusten preßt
Und unsere Seelen erfrieren läßt?

„Wir sitzen beisammen und sehen uns nicht.
Es leuchten die Sterne und geben kein Licht.
Die Tage kamen wie heimliche Diebe
Und fraßen die Kraft und fraßen die Liebe;
Denn Stunde um Stunde hat uns bedroht
Mit flammender Peitsche: „Schafft Brot!
Schafft Brot!" . . .

Er schrie es hinaus . . . Und die Drossel schwieg.
Es schwieg die Nacht. Bis der Morgen stieg
Strahlend herauf aus dämmernder Ferne
Und golden krönte die Mietskaserne.
Der Tag begann seinen klirrenden Lauf.
Sie aber taten die Tür nicht auf.

Das Land der Zukunft.

Erlebnisse von Leo Kollisch.

In dem patagonischen Hafenort San Julian, unserem Reiseziele, herrschte ein ziemlicher Verkehr, als wir ankamen. Wir, mein Freund Emil und ich, hatten eine Empfehlung an einen englischen Gastwirt, der uns auf Kredit aufnehmen sollte.

Er lachte, als wir ihn um diese Gefälligkeit ersuchten: „Bleibt nur immerhin, so lange Ihr Lust habt; wenn der Sommer kommt, werdet Ihr schon bezahlen können."

Damit war die Sache für den braven Mann erledigt.

Wir hatten nun Muße genug, uns in San Julian umzusehen; mit dem Ort selbst waren wir freilich rasch fertig; das ganze Nest bestand aus 17 Wellblechhäusern; davon waren die große Mehrzahl „Hotels" und Kneipen; zwei Almacens, die zugleich den Farmern die Wolle abnahmen, ein Post„gebäude", das Polizeihaus und einige Privathäuschen; das war San Julian. Um so interessanter war die Umgebung.

Ein wildes, baumloses Bergland dehnte sich rundum (ganz Patagonien hat diese Formation) mit zahlreichen Quellen und Seen, die aber durchweg Salzwasser führen. Der Hafen San Julian hatte überhaupt kein Süßwasser; das mußte von einer Quelle herbeigeholt werden, welche wohl sechs Meilen entfernt lag; außerdem hatten alle Häuser Zisternen oder wenigstens große Fässer, in denen das Regenwasser sorgfältig aufgefangen wurde. Kaum zehn Minuten vom Ort entfernt, hinter dem ersten Bergrücken, begann die patagonische Einsamkeit; meilenweit konnte man durch das steinige, mit struppigem Grase bewachsene Land gehen, ohne etwas anderes zu sehen als Schafe und Pferde, manchmal wohl auch ein Rudel Guanakos oder einige Strauße.

Zwei Meilen von dem Hafen, am Eingange der langgestreckten Bucht von San Julian, lag ein eigentümliches Stück Erde, ein großer Fleck üppig grünen Landes; dort hatte sich ein alter Franzose angesiedelt, der dem Hafen die notwendigsten Gemüse lieferte.

Arbeit war vorläufig keine zu haben; die Farmer, die wir sprachen, zuckten die Achseln.

„Zur Winterszeit brauchen wir keine neuen Leute; wenn Ihr aber wollt, könnt Ihr den Winter über zu uns kommen; wir rechnen Euch billiges Kostgeld; wenn die Sommerarbeit losgeht, habt Ihr das bald bezahlt."

Dasselbe konnten wir ja auch bei unserem Wirte haben und waren dann im Sommer niemand verpflichtet, also beschlossen wir, vorläufig im Hafen zu bleiben.

Die Leute gefielen mir ganz gut. Das Leben hatte einen rein englischen Zuschnitt: früh guter Milchkaffee mit Brot und Butter und gebratenem Fleisch, mittags starke Suppe, zweierlei Fleisch, Gemüse und Obst und abends wieder so.

Man merkt bald, daß Patagonien ein Land ist, in dem das Fleisch nahezu gar keinen Wert hat.

Ein Schaf kostet dort nur wenige Cent mehr, als man für die Haut bekommt. Dagegen sind die anderen Lebensmittel, die ich aufzählte, Milch, Gemüse, Obst, Butter, nicht vielleicht Landesprodukte, sondern kommen als Konserven in Büchsen von weit her: die Butter von Dänemark, Milch von der Schweiz und die Gemüse von Buenos-Aires. In Patagonien wächst nämlich keine Getreide- und Baumfrucht; nicht als ob das Klima zu kalt wäre, das entspricht ungefähr dem von Deutschland; aber die unaufhörlich fegenden Winde lassen nichts groß werden.

Nichtsdestoweniger läßt es sich dort gut sein. So lebten wir denn ganz seelenvergnügt weiter in den Tag hinein. Unsere Reisegefährten hatten sich schon längst mit Pferden versehen und waren gegen Süden geritten. Ein Deutschrusse, der mit Frau und Kind gleichfalls von Buenos-Aires mitgekommen war, hatte einen Posten als Schäfer auf der anderen Seite der Bay angenommen; im Hafen wurde es immer öder.

Ich übte mich, um nicht ganz und gar müßig zu gehen, in der Küche des Hotels im Kochen. Man darf sich unter einer patagonischen Küche nicht das vorstellen, was man in Europa unter „Küche" versteht. Während man bei uns eine gemischte Kost genießt, kennt der Patagonier Fleisch und immer wieder nur Fleisch. So lernte ich das Hammelfleisch in zwölf verschiedenen Arten zubereiten. Daneben werden noch einige Gemüsearten gekocht, Reis in drei oder vier Arten, einige „Dulces" (Süßigkeiten); damit ist die Kochkunst erschöpft. Doch noch eine wichtige Arbeit, die der patagonische Koch unbedingt verstehen muß, wäre zu erwähnen: das Brotbacken. In Patagonien gibt es nämlich kein Hartbrot, sondern Weißbrot nach englischem Muster.

Im Laufe der dritten Woche gab es doch eine Abwechselung. Von einer Farm, die ungefähr 16 Meilen südwestlich von San Julian lag, kam ein Zimmermann, der dort einen Schafschuppen auf Kontrakt baute. Sein Gehilfe war mit ihm in Streit geraten und hatte ihm ein paar aufs Dach gedeckt. Beide waren Deutsche und hatten deshalb nicht gleich zum Schießprügel gegriffen. Immerhin hatte der Zimmermann, Fritz Schmidt hieß er, einige ganz nette Blutige davongetragen; er war dann gleich in den Hafen geritten und hatte dem Polizeikommissar sein Leid geklagt, der auch prompt den Gehilfen einsperrte, denn eine solche Gelegenheit, einen Missetäter zu fangen, kommt in Patagonien, wo sich erst der Zehnte „kriegen" läßt, nicht oft vor.

Nun suchte der Zimmermann einen neuen Gehilfen. Und da außer uns zweien keine Lohnarbeiter mehr da waren, kam er natürlich sofort zu uns. Emil wollte nicht; er hatte schon mit dem deutsch-russischen Schäfer vereinbart, daß er über die Winterwochen bei ihm oder auf der Farm des Besitzers bleiben könne. Das paßte für die ruhige, überlegene Art meines Freundes auch besser; denn dann wußte er wenigstens, daß er im Sommer nicht lange zu suchen brauche, sondern gleich dort arbeiten könne, wo er im Winter geweilt hatte.

Mit Schmidt wurde ich bald einig: monatlich 70 Pesos (ungefähr 120 Mk.), alles frei und zehnstündige Arbeitszeit. Das war gar nicht so übel. Wenn mir auch der liebe Landsmann Schmidt nicht gerade ganz aufrichtig vorkam, so konnte man ja, wenn etwas nicht stimmte, bald mit ihm Schluß machen. Arbeitsverhältnisse sind in Amerika rasch gelöst und man braucht in Patagonien kein Gewerbegericht, um einen „Patron" (Arbeitgeber) in Schranken zu halten.

„Packen Sie nur Ihre Sachen zusammen, wir werden in zwei Stunden arbeiten."

„Haben Sie denn ein Pferd für mich?" fragte ich ihn.

„Fritz Schmidt bekommt im Hafen so viel Pferde wie er will," antwortete er voll schlichter Würde.

„Na, mir solls recht sein. Aber einen Sattel habe ich auch nicht; den habe ich im Norden verkloppt."

„Schadet nichts," sagte der Zimmermann, „wenn Fritz Schmidt für Sie gutsteht, kriegen Sie das alles."

„Also, dann man zu!"

Im Almacen der Brüder Müller, zwei wackerer süddeutscher Landsleute, bekam ich wirklich alles gepumpt. Ich nahm also einen jen Gebirgssättel, die den Namen „Falklandssatte führen; das ist ein schwerer Sattel mit hölzerne Rahmen, vorn und hinten hoch, so daß m auch dann nicht aus den Bügeln kommt, wen es einmal steil abwärts geht. Dann noch d notwendigste Zaumzeug, eine Decke und ve schiedene Kleinigkeiten. Dafür wurde me Konto mit 35 Pesos belastet.

Schmidt hatte indessen ein Pferd besorg ein hübsches, junges Tier; und dabei konn man nicht einmal sagen, daß er sichs gebor hätte; es gehörte nämlich auf jene Farm, w Schmidt arbeitete; wir schafften es also bl heim.

Um zwei Uhr nachmittags nahm ich A schied von Emil und dem guten Charley u fort gings in scharfem Trab; in wenigen M nuten hatten wir die Häuser aus den Aug verloren.

Nun gings über die Hänge und Täler, a wenn wir uns für ein Rennen zu trainier hätten. Gesehen habe ich auf diesem ersten Ri in Patagonien nicht viel. Ein paar Mal scheu ten wir Guanakos auf, einmal sprang e frecher Fuchs vor uns in die Höhe oder schwirrte eine Kette Enten empor vom Ran eines Wassers; aber nichts schien meinen B gleiter zu interessieren, nichts schien ihn rühren. Als ich ihm andeutete, daß ich sch mehrere Monate auf keinem Pferde gesess habe, lachte er bloß: „Pah, das tut nichts, me Lieber. Jetzt sind Sie wieder im Kamp u müssen hart werden."

Na ja, hart wurde ich auch wieder in Pat gonien, aber es hat mich einen hübschen Fetz Haut gekostet.

An jenen Ritt, bei dem wir ungefä 16 argentinische Meilen, das sind über 80 Kil meter, in sechsstündigem Galopp und zwei Stu den Trab zurücklegten, werde ich ewig denke Als die Sonne untergegangen war, kam zu d Annehmlichkeiten dieser Tour noch eine bitte Kälte. Um 10 Uhr abends verlangsamte Schmi endlich das Tempo.

„In fünf Minuten sind wir in der Farm

Eine Weile später hörten wir Hundegebe Aus dem Dunkel hoben sich die Umrisse einig Gebäude. Ein Lichtlein blinkte auf und wenig Augenblicke später hielten wir; halb erstar mit zusammengerüttelten Gedärmen und offene Schenkeln kletterte ich mühselig vom Gaul. . .

„Na, bringen Sie einen?" fragte ei rauhe Stimme in unverfälschtem Holstein Dialekt.

„Ob," meinte Schmidt, „und gar ein Landsmann."

„Rein mit ihm," brüllte der Mann, „d Grog ist noch heiß."

Es war ein großer, schlanker Mensch vo ungefähr dreißig Jahren, der mich so empfin Er konnte auch älter sein, denn sein Gesicht w von Wind und Wetter so gebräunt, daß ma aus demselben ein Alter nicht hätte schließe können.

„'n Abend, Landsmann!" bewillkommne er mich nun weiter, als wir in das Haus trate

Es war eine aus Holz gebaute, mit Wel blech verschalte und mit demselben Materi gedeckte Bude, die auf einer hohen, gleich vo der Schwelle weg abfallenden Terrasse lag. Da war jedenfalls so gemacht worden, um das Ei dringen von Wasser und Schnee in das Inne zu verhüten, denn ein Vorhaus hatte die Bud nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Eine proletarische Jahnfeier zur Erinnerung an das hundertjährige Bestehen des von Jahn in der Berliner Hasenheide errichteten ersten deutschen Volksturnplatzes veranstaltete kürzlich der Berliner Arbeiterturnverein „Fichte". Da die staatlichen Plätze, darunter die Hasenheide selber, für die Arbeiterturner nicht zu haben waren, hatte ihnen die Stadt Berlin zu diesem Zweck die städtische Spielwiese des herrlichen Treptower Parkes zur Verfügung gestellt, und das Fest bildete eine imposante proletarische Demonstration gegen die vielen hurrapatriotischen Jahnfeiern, in denen dieselben Kreise, die Jahn vor hundert Jahren bis aufs Blut verfolgt hatten, jetzt das Andenken des alten Turnvaters für sich zu monopolisieren suchten. Zu vielen Tausenden hatte sich die Berliner Arbeiterschaft zu der Feier eingefunden. Der Turnverein „Fichte" trat mit seinen sämtlichen 42 Abteilungen — 18 Männer-, 19 Lehrlings- und 5 Frauenabteilungen — an, insgesamt in einer Stärke von über 2000 Mitgliedern. Schon der Aufmarsch bot einen sehr hübschen Anblick: die Turner fast durchweg in weißer Kleidung, die Turnerinnen mit blauweiß gestreiften Sweatern und blauen Turnhosen, der neuesten und sehr praktischen Turnerinnenkleidung. Die Massenfreiübungen der Turner und Turnerinnen, die das Fest eröffneten, waren glänzende Leistungen volkstümlicher Turnkunst und auch von starker malerischer Wirkung. Die sich daran anschließenden Stafettenläufe in Gassen hielten alle Zuschauer in größter Spannung, besonders wenn die Sieger im Fluge das Mal durcheilten. Darauf folgte ein Tauziehen der einzelnen Abteilungen gegeneinander und dann die allgemeinen Spiele — Faustballspiele, Schleuderball, Schlagball, Kapitänball, Drittenabschlagen usw. Auf ein gegebenes Zeichen versammelten sich wieder alle Turner und sangen im Massenchor das beliebte Schlußlied: „Lieder stimmt an." Dann gings unter Vorantritt der Musik und unter Begleitung des größten Teiles der Zuschauer nach dem „Fichte"-Turnplatz, wo noch allgemeine Spiele stattfanden, bis der Abend der Feier ein Ende machte.

Jahnfeier des Berliner Arbeiterturnvereins „Fichte": Freiübungen der Frauen-Abteilungen.

Druckluftarbeiten und ihre Gefahren. Bekanntlich reicht bei den Tunnelbauten die natürlich vorhandene Luft nicht aus, eine Anzahl intensiv tätiger Arbeiter genügend damit zu versehen. Die Luft muß deshalb auf künstlichem Wege durch Druckapparate in den Stollen befördert werden. Diese Druckluft, oder besser gesagt der Luftdruck, ist aber für die Organe der Arbeiter sehr ungünstig, weil er auf das Trommelfell des Ohres wirkt. Die unter Druckluft beschäftigten Arbeiter werden daher erst auf ihre Gesundheit geprüft, um festzustellen, ob sie auch den Strapazen gewachsen seien. Sie werden probeweise in einen geschlossenen Raum gebracht und einem Luftdruck ausgesetzt. Fällt der Versuch günstig aus, so werden sie vorerst nur vier bis sechs Stunden täglich im Tunnel beschäftigt. Erst später werden sie zu der regelmäßigen achtstündigen täglichen Arbeitszeit unter Druckluft herangezogen. Doch auch dann gibt es noch zahlreiche Erkrankungsfälle. Bei dem Bau des Elbtunnels in Hamburg mußten die Arbeiter unter einem Druck von 1,8 Atmosphären arbeiten. In vier Monaten kamen dabei auf 100 Druckluftarbeiter durchschnittlich im Monat 108 Drucklufterkrankungen. Auch ein Todesfall war zu verzeichnen. Ein junger Ingenieur hatte sich trotz Abraten des Arztes in das abgeschlossene Druckluftgebiet begeben. In wenigen Stunden erlag er einem Herzschlag. Die Erkrankungen machen sich zumeist in heftigen Muskelschmerzen in Armen und Beinen bemerkbar. Im Verlauf einer Woche gehen die Schmerzen, die manchmal so stark sind, daß die Arbeiter laut aufschreien, zurück. Diese Erscheinungen treten aber zumeist erst auf, nachdem die Arbeiter den unter Druckluft gesetzten (eingeschleußten) Raum verlassen haben. Auch Störungen der Herztätigkeit, der Nerven- und Gehirnfunktionen machen sich bemerkbar. Während des Aufenthalts unter Druckluft kommen selten Erkrankungen vor. Große Vorsicht ist auch beim Ablassen des Druckes erforderlich. Weder zu stark, noch zu langsam darf derselbe erfolgen. Da in letzter Zeit die ärztliche Kontrolle hierüber sehr verstärkt worden ist, fällt im allgemeinen die regelmäßige Erkrankungsziffer. Wenig widerstandsfähige Arbeiter werden von den Aerzten von dieser Beschäftigung ferngehalten. j. k.

Elektrisierte Pflanzen. Ein holländischer Pflanzenphysiologe hatte sich die Frage gestellt, ob sich bei Treibpflanzen wie mit Aether auch mit Elektrizität die Ruheperiode verkürzen ließe. Er experimentierte daraufhin mit ganzen Sträuchern in Töpfen, abgeschnittenen Zweigen, Zwiebeln und Knollen. Der positive Pol der elektrischen Elemente wurde mit mehreren Gipfelenden, der negative mit dem Unterende der Treibpflanzen verbunden. Dann wurde ein schwacher Strom vier bis fünf Tage lang durch die Pflanzen geschickt. Befriedigende Erfolge wurden mit Treibsträuchern (Flieder, Goldregen, Zierapfel-, Zierpflaumen- und Mandelbaum) erzielt. Versuche mit Knollen und Zwiebeln führten zu negativen Erfolgen. Bei einer Fliederpflanze (Sorte Charles X.) wurde in der angedeuteten Weise der Strom von drei Elementen (durchschnittliche Stärke 0,04 Volt) vom 15. Oktober an nahezu fünf Tage lang durch die Pflanze geleitet. Am 20. Oktober kam der elektrisierte Fliederstrauch nebst einem nicht beeinflußten Kontrollexemplar in ein Warmhaus, die Temperatur betrug hier durchschnittlich 15 bis 20° C. Schon am 2. November zeigte das elektrisierte Exemplar eine deutliche Anschwellung der Knospen. Bald kamen auch einige Blättchen hervor und nun ging die Entwicklung schnell weiter. Am 13. November waren bereits einige Blütentrauben und viele Blatttriebe kräftig entwickelt: manche der Trauben waren 10 bis 15 Zentimeter lang geworden. Die ersten Blüten öffneten sich am 15. November, acht Tage später stand die Pflanze in vollem Blütenflor. Es war danach eine Treibzeit von 26 Tagen bis zur ersten und eine solche von 33 Tagen bis zur Vollblüte erforderlich gewesen. Berücksichtigt man dabei die relativ niedrige Temperatur von 17 bis 18° C, so bedeutet der Versuch einen schönen Erfolg. Das Kontrollexemplar hatte sich in der gleichen Zeit fast gar nicht verändert; erst am 10. Dezember entwickelte sich an einem Zweige eine kleine gedrungene Blütentraube, sie brachte nur wenige offene Blüten. h. h.

Tauziehen der Männer-Abteilungen.

Einzug der Turner und Turnerinnen.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Delatour, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.